

# Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Bobeltis.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der budlige Haaßhohn verkaufte Grete einen Zwergreihpfincher mit ausführlichem Bedegree; Artern erklärte, das Tier sei aus drei Rassen zusammengesetzt, eine „vereinigte Hundeaussstellung“. Er spöttelte über ihre Zeiteinteilung und sagte ihr, sie sei von jener entzückenden Faulheit, die er sich selbst immer gewünscht und nie habe erreichen können. Der kleine Krieg zwischen den beiden riß nicht ab; aber beide hatten sich gern, und das wußten sie.

In Wahrheit war Graf Artern oft genug der Korrektor für die Wesensart Gretes. Seine frische Natürlichkeit vertrieb ihr das Gezierte. Sein ungeschminntes Urteil fiel meist auf fruchtbaren Boden. Die geistigen Interessen beider waren gering; Artern las fast gar nichts, und Grete nur hin und wieder pflichtgemäß ein Buch, das die Fürstin ihr anempfahl; dafür dichtete sie zeitweilig, wenn sie ein neues Negligé bekommen hatte und es reizvoll fand, sich in diesem an ihren kleinen Bouleschreibtisch zu setzen, während Zliederlust in das Zimmer schlug oder im Kamin das Feuer knisterte. Wer im Sportlichen fanden sich beider Interessen, und das war wiederum ein Glück für die faule Grete, denn es riß sie wenigstens aus der physischen Trägheit heraus.

Anfänglich waren sie häufig allein in den Wald geritten, in die Berge, über Heide und Stoppel. Aber als Vikian einmal eine anspielende Bemerkung gemacht hatte, ritt immer ein Reitknecht zehn Galoppprügel hinter ihnen her. Die eigenen Pferde genügten Grete bald nicht mehr; es war ihr ein Vergnügen, auch für die Fürstin zuweilen einen Dreijährigen fromm zu reiten oder ihr einen neuen Viererzug einzufahren. Artern war ein brillanter Lehrmeister, und so kam es, daß das niedliche „Müllermädel“ allgemach in der ganzen Umgegend als Kühne Amazone und schneidige Fahrerin bekannt wurde. Sie ritt die Schleppe mit und jagte den Fuchs und war am Hubertustage allen voran, wenn der stöhnende Schwarzrod durch den See getrieben wurde. Die jüngeren Herren sagten, sie sei ein „ganz famos Mädel“, die älteren bekamen blanke Augen, wenn sie sie sahen, und wuschten sich den Bart; von den Damen stand ihr nur die Fürstin näher, die sie aufrichtig gern hatte, andre hielten sie für emanzipiert; Artern aber erklärte: „Sie ist ein verdrehter kleiner Fisch und ein lieber, lieber Kerl“... Seit einem halben Jahre erzog er mancherlei, rechnete zuweilen seine paar Schulden zusammen, zählte häufiger an seinen Knöpfen ein geheimnisvolles Ja oder Nein ab und sah in den Abendstunden dampfend und wamm ungemein sinnend aus. Aber zu einem Entschlusse kam er nicht.

Als der Reschlesche Wagen vor dem Müllerschlosse hielt, sahen die Aussteigenden zu ihrem Erschaunen unter dem tief

eingebauten Portale Otto stehen. Er hatte der Beisehung des alten Herzogs beiwohnen wollen, aber sein Zug war mit so großer Verspätung eingetroffen, daß es nicht mehr möglich gewesen war, rechtzeitig nach Emskirch zu kommen. Nun wollte er einen Tag bei dem Vater verbleiben und zugleich auch den Freunden drüben im Schlosse die Hand drücken.

Der Burgmüller war überglücklich. Er konnte sich nicht sattsehen an seinem stattlichen Sohn. Eine besondere Freude war es ihm, daß auch Otto glatt rasiert ging — gerade wie er. Großvater und Urgroßvater hätten es genau so gehalten, erzählte er, man sehe es noch an den Bildern; im glatten Gesicht der Reschles gebe es keine heimliche Tüde, die kriechen in den Bart hinein und verstecke sich im Haar. Er erzählte auch flugs eine alte Anekdote von diesem glatten Gesicht; ein Ahn war der Held und die Geschichte ging schnurrig aus.

Auch zwischen Grete und Otto war die Begrüßung geschwisterlich herzlich. Dann sollte geluncht werden, und Grete rief den Diener (der Bob genannt wurde) und gab ihm Befehle an die Mamsell auf den Weg. Otto schüttelte den Kopf. „Was soll gemacht werden?“ fragte er, „geluncht? Als ich das letzte Mal hier war, ging es ja auch schon sehr fein zu, aber da frühstückte man doch noch auf ehrliche deutsche Weise — und jetzt „luncht“ man bei euch! Und da war auch noch kein Diener da — ja, Vater, weißt du dich denn mit diesem Bob würdig zu stellen?“

„Es geht schon,“ erwiderte der Alte, gutmütig nickend, „man gewöhnt sich ja an alles. Aber zuerst kam er mir überall in die Quere; er hat so eine merkwürdige Geschäftigkeit. Er hat übrigens auch sehr guten Seiten, lieber Otto; zum Beispiel legt er immer die Hosen längs der Bügelsalte zusammen, und die Stiefeln puht er nicht, sondern er nimmt Creme.“

„O Gott bewahre,“ rief Otto lachend, „steht denn die Welt auf dem Kopf! Vater trägt Hosen mit Bügelsalten und auch die alte Perleberger Stanzwische ist aus diesem ritterlichen Hause verbannt worden? Ist kein Haushofmeister da, damit er mich erst lehre, wie ich mich zu benehmen habe, ehe ich es wagen darf, mich an euern Tisch zu setzen! — Vater, ich sehe es kommen: du wirst noch geadelt und die Grete heiratet einen Grafen!...“

Grete wurde purpurrot und entfloß, um „Toilette zu machen“. Auch dies war üblich geworden: Vater Reschles hatte sich täglich dreimal umzulegen. Beim „Lunch“ hat Otto feierlich um Verzeihung; er trug noch seinen Reiseanzug. Aber er zähmte seine Spottlust, so lange der Diener servierte. Er war sogar galant genug, Grete ein Schmeichelwort über Frühstück und Service zu sagen. Bob glitt nur über den Teppich, präsentierte gewandt, goß den Wein mit Verständnis ein und erwies sich auch sonst als ein Muster feinesgleichen; es war ein vornehmes Gebahren in dem schön boisterierten Speisezimmer mit der großen eisernen Radkrone, die von der getäfelten Decke herabhängt.

Und da wanderten Ottos Gedanken unwillkürlich zurück in vergangene Tage, in die Reiten seiner Kindheit und an

Jenen Ferienabend, wo er die Mädel an der Schleuse gefunden, die nackten Füße im Wasser kühlend, und wo er die Eltern überrascht hatte. Wie hatte die Mutter sich damals gefreut und wie hurtig war sie bei der Hand gewesen, sein kleines Zimmer in Ordnung zu bringen und das Abendbrot zu bereiten. Aber kein Diener hatte serviert; da brachte noch die Magd die Schüsseln herein und stellte sie auf den Tisch, und es gab kein Porzellan, sondern Bunzlauer Steingut, und kein Silber, sondern Stahl — und es war ein Ereignis, wenn Vater selbst in den Keller ging und holte eine Flasche Rheinwein heraus, von der er mit bewußter Feierlichkeit den Staub fortblies, ehe er sie mit Vorsicht entkorkte.

Als sollte ein Stückchen Vergangenheit wieder zu Leben werden, so war es Otto, da er hörte, daß der Diener sich zu Grete herabbeugte und ihr leise meldete: „Gnädiges Fräulein verzeihen — Herr Kantor Fürbringer ist draußen und wollte den Herrn Doktor begrüßen.“

„In den kleinen Salon,“ befahl Grete; aber dagegen wehrte sich Otto.

„Nein, Grete, hierher soll er kommen,“ sagte er; „er stört uns nicht, er soll ein Glas Wein mit uns trinken — keine Steifheit, wenn ein alter Freund uns besucht, und keine Förmlichkeit, wenn eine frohe Erinnerung an die Türe klopf!“

Ohne weiteres und mit liebenswürdigem Lächeln war Grete einverstanden — und Fürbringer durfte eintreten. An ihm schienen die Jahre vorübergewandert zu sein, ohne Spuren zurückzulassen. Nicht auf dem hageren pergamentenen Gesicht mit dem schwarzen Schnurrbartfleck auf der Oberlippe, auch nicht auf dem alten Napoleonsrock mit der tiefen Taille und den gefältesten Schößen. Es war der spartanische Fürbringer von ehemals, der in das Zimmer trat und sein „Salve“ rief und Otto glückselig die Hände entgegenstreckte und mit seiner Kommandostimme sagte: „Otto der Große, mächtig gewachsen an Seele und Leib — kraftvolle Jugend und Glorie der Tugend, aller Wissenschaften Meister, dich grüßt das bescheidene Alter!“

Er mußte Platz nehmen, roch an der Blume des Weins, den man ihm eingoß und tat wie ein Gourmand: ließ einen Schluck über die Zunge rollen und äußerte: „Es ist etwas Köstliches um ein Glas Rheinwein“ — (es war aber Mosel). Nun mußte er Otto erzählen. Zuerst kam die Erbitterung zu Worte. Er war nicht gut zu sprechen auf den neuen Pastor, den „überseeischen“, den er einen Sklavenhalter nannte; es hing eine Nilpferdpeitsche in seinem Arbeitszimmer und auf seinem Schreibtische lag ein gebleichter Menschenknochen. Fürbringer wußte noch mehr, aber er sagte, er wolle nicht schwätzen; man möge den Grafen Artern fragen, der wisse, wie es in den afrikanischen Missionen zugehe. Er tat, als sei die spanische Inquisition ein Kinderpiel dagegen, ließ auch, halb verschluckt, das geheimnisvolle Wort „Pfandweib“ fallen und sprach dann unvermittelt von der Freiheit des Gewissens. Was ihn am meisten empörte, war die Demängelung seiner Pädagogik von Seiten des neuen Schulvorstandes. Ihm wagte man dies zu bieten, einem „Pestalozzi und Zehn zugleich“! So hatte Fürst Herrfurth ihn einmal betitelt — Gott hab ihn selig, es war ein Mann, der mehr von der Erziehung der Jugend verstand als dieser Doktor Justus Freitag, den der Herr in seinem Zorn direkt aus Afrika in das Rulhetal geführt hatte. „Otto,“ rief Fürbringer, „es handelt sich nicht um mich, es handelt sich um die ewige Wahrheit: was waren die Kinder von Gotternegg ehemals für bleichsichtige Geschöpfe, und wie wuchsen sie heran unter meiner Hand, so frisch, fröhlich und fromm! Fromm — mit Verlaub; ich lehrte sie nicht, den Kopf neigen und heuchlerisch die Augen verdrehen — ich führte sie hinaus, wo Gott den Wald wachsen läßt und die Berge türmt, ich habe ihnen die Schöpfung gezeigt und auf nächtlichen Wanderungen den Sternenhimmel und den Großen Bären erklärt und das Daar der Berenice — ich habe auch dem Vaterlande gedankt! Wir haben praktisch Geschichte gelernt; wir haben bei Rossbach und Gefhrhellen gekämpft, ich war der alte Fritz, ich war der Große Kurfürst, ich war Bieten und Froben — da stand der Feind, wir griffen an, wir haben wie die Helben gefochten, wie hieben wir auf die Schweden ein, wie freuten wir uns des Sieges! Das ist Anschauungsunterricht, meine Herren, und ich hatte rotbackige Kinder um mich und keine Treibhauspflanzen; es wuchsen die Muskeln und der Mut in der Brust, es war ein neues Ge-

schlecht, kernfeste Bengels und stramme Mädel — und da kommt mir nun einer und erklärt: mein System sei falsch! Ja, Otto, ich schreibe an einem Werke, ich werde es den Manen Jahns widmen und dem Kultusminister überreichen lassen, das wird mir die Fürstin besorgen: in diesem Werke werde ich alle Theorien über den Haufen und stelle ganz neue pädagogische Grundsätze auf, die in der grünen Praxis wurzeln! Praxis — Praxis — keine fade Theorie! Eine frische Jugend, keine mit Brillen und Scheuklappen! Darauf trink' ich...“

Er war erregt, wollte kühn den Wein in die Kehle gießen und verschluckte sich. Otto klopfte ihm auf dem Rücken, der Burgmüller sprach beruhigende Worte. Aber Fürbringer war im Zuge. Er wetteerte noch lange, hatte auch mancherlei an dem neuen Lehrer auszusprechen: der meine es zwar gut, aber er sei ein Stillstüher und ein Bedant — der stramme Zug fehle. Und dann sagte er Otto Schmeicheleien; man habe vernommen, daß der Herr Doktor auf dem Wege sei, ein berühmter Mann zu werden; man habe in den Zeitungen darüber gelesen, wie man in der hygienischen Versuchsstation dem Mikrobengefüßel zu Leibe gehe und immer wieder neue Bazillen entdecke... Die andern kamen kaum zu Worte. Fürbringer sprach unaufhörlich; er war noch der alte brave Kerl, aber geschwätzig geworden. Auch der ungewohnte Wein, so leicht er war, stieg ihm zu Kopf. Nach dem dritten Glase wurde er wehmütig und drückte dem Burgmüller über den Tisch hinüber tränenden Auges die Hand und dankte ihm für alle erwiesene Güte, und als man aufstand, mußte er sich einen Moment an der Stuhllehne festhalten, um nicht zu schwanken.

Er empfahl sich bald. Grete hatte das Bedürfnis, sich auf ein Stündchen zurückzuziehen, und Resche bat Otto, mit ihm in seinem Zimmer eine Zigarre zu rauchen.

### 13. Kapitel.

Von großstädtischen Wandlungen in Gotternegg, von einem Frühdruck Gutenbergs und von einem Telegramm, das wenig sagt und viel ahnen läßt.

In diesem Zimmer umwehte Otto wieder ein Odem der alten Heimat. Hier hatte Grete dem Burgmüller nachgeben müssen, der es sich ausbedungen hatte, einen Teil des Mobilars von früher für sich zu behalten. Gerührt schaute Otto sich um. Da tickte die Uhr mit dem Mondgeleucht, da stand noch der Schreibtisch mit dem merkwürdigen Plasterbau in der Mitte und der henkellosen Wegwoodtasse, da hing auch noch das Napoleonsbild, und die zwischen Glas und Lithographie eingellemmte, zur Mumie gewordene Fliege hatte sich nicht um ein Atom verrückt. Es war alles wie einst; man hätte glauben können, man müsse es an die Türe klopfen und Mauste, der Bogt, eintreten, um mit seiner dünnen Kinderstimme zu melden, daß die Ställe geschlossen seien.

Die beiden steckten sich Zigarren an und setzten sich auf das mit geklümter Exotome bezogene fleischfarbige Sofa. Keiner sprach anfangs. Sie saßen nebeneinander, rauchten stark und starrten vor sich hin. Aber ihre Gedanken begegneten sich, ob sie auch schwiegen, und jeder wußte es von dem andern.

„Ja, ja,“ sagte plötzlich der Alte und seufzte leise auf; „ja, ja, mein Junge — so ist es...“

„So ist es,“ wiederholte Otto; er verstand den Vater. „Aber ich hätte es anders gewünscht — ich wollte, du wärst härter gewesen. Manches ergreife ich ja. Die Grete hing dir immer besonders am Herzen. Und nun warst du allein mit ihr, und da wurdest du schwach. Aber der Unterschied ist doch gar zu groß, der zwischen heute und einst — und daß du, du dich hier heimisch fühlst, das versteh' ich doch nicht so recht. Du warst immer mehr für die Einfachheit.“

„Bin ich auch heute noch, Otto,“ sagte der Burgmüller; „schau dich 'mal um: das ist meine Stube — da hat sich wenig verändert — das hab' ich mir retten können aus der Zeit vor der Mutter Tode. Aber siehst du, es kam so unglücklich so und ich konnte nicht anders. Es kam so, wie die Mutter immer prophezeit hat: die Grete würde einmal ganz plötzlich aus unsern Verhältnissen herauswachsen — sie hatte von jeher ihre eigenen Ideen und ihren Kopf für sich — und im Grunde genommen — Otto, ich bitte dich: was schadet es denn? Das neue Haus und die Parkanlagen und die Reitpferde und Equipagen — wir können's ja haben. Ich will dir meine Bücher herbeibringen und die Abrechnungen von der Bank — es ist genug da.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Pfingstaussflug.

► Eine kleine Geschichte von Josef Kuhnigk.

(Nachdruck verboten.)

Eines Tages eröffnete mir meine Frau von einem Klüßel meines Arbeitszimmers aus das folgende:

„Mann, das geht so nicht länger weiter mit den beiden.“

„Den beiden?“ fragte ich.

„Ja, man muß dazu etwas tun.“

„Etwas tun?“ fragte ich wieder.

„Gott, stell' dich doch nicht so umgeschickt. Du wirst doch schon gemerkt haben, daß dein Freund Emil Dosemann — ein sehr ungeschöner Name übrigens, aber dafür kann er offenbar schuldlos daran hielt.“

„Ich nicht, da auch ich ihn für offenbar schuldlos daran hielt.“

„— daß dein Freund Emil in meine Liebe, reizende Fremdbin Frida verliebt ist. Nicht wahr?“

„Ich suchte die Achseln. „Gesagt hat er mir noch nichts davon. Aber er trinkt in letzter Zeit ein bißchen viel. Wenn das —“

Sie unterbrach unwillig meinen Erklärungsversuch. „Sei nicht so langweilig, ich bitte dich.“ Und sagte dann sehr bestimmt:

„So etwas sieht man eben. Ich habe das jedenfalls schon lange bemerkt. Und von meiner lieben Frida weiß ich, auch ohne daß sie mir etwas gesagt hat, daß sie deinen Freund Emil wieder-

liebt. Das Unglück will nur, daß er so schwächern ist, und so kann das lange gehen, ehe etwas erfolgt. Ich bin also dafür, wir machen zu Pfingsten, da dies uns am nächsten liegt, eine Wagenpartie. Bei solch einer Gelegenheit läßt sich manches arrangieren. Und so zwanglos, im Freien, bei Sonnenschein und Verchesfang, ach, da kann es ja nicht ausbleiben, daß ihm seine

Liebe die Zunge löst. Ich schlage also vor, eine Pfingstpartie über Hohenberg. Wenn man dort durch den Wald fährt, den Abhang entlang, von wo man den schönen Blick hat weit hinein ins Land, und des Abends, bei Mondschein — nein, nein, es kann da nicht fehlen.“

„Mir war es zwar nicht ganz klar, wie meine Frau sich bei Mondschein einen weiten Blick ins Land vorstellte, aber — in der Liebe ist ja alles möglich, dachte ich, und erklärte mich also damit einverstanden.“

Fräulein Frida Vorzing und Herr Oberlehrer Emil Dosemann erhielten von uns eine Einladung zu dem denkwürdigen Pfingstverlobungsunternehmen und sagten auch beide zu.

Das war ein strahlender Tag, der Pfingstsonntag, ganz so wie man sich solch einen Festtag vorstellt. Der Himmel in tiefem Blau und die Sonne darin wie ein strahlend goldnes Juwel; das Land in Dars- und Blütenduft und Verchesjubil über bunten Wiesen und grün wogenden Aehren.

Fräulein Frida war entzückt in ihrem lichten leichten Kleid und meine Frau womöglich ebenso. Freund Emil hatte seltsamerweise seine ründlichen Formen in einen Bratenrock gehüllt, wohl aus Erwägungen und Hoffnungen heraus auf unbegrenzte Möglichkeiten. Mich dünkte das kein günstiges Omen, meine Frau aber schien anderer Ansicht zu sein, denn sie lästerte mir bedeutungsvoll zu: „Wenn das Herz seine Zunge gelöst haben wird...“ und zeigte auf seinen wehenden Nachschopf.

Der Tag verlief in schönster Harmonie. In Hohenberg hatten wir unsern Wagen eingestellt und wanderten über Berg und Tal, durch Wald und Feld in freundlichstem Austausch und Wechsel der Damen und Gespräche. Zur Mittagszeit rühten wir Rast im Walde, hielten ein lustiges und himmlisches Mahl und vergaßen auch das Schicksal im Anschluss nicht. Wir hofften, wenigstens meine Frau und ich, auf die erwartete Ueberraschung nach freundschaftlichem Erwachen. Es geschah aber nichts.

So hieß es also sich gebüden, wenn auch eine gewisse ungespannte Spannung merklicher bei allen fühlbar wurde. Besonders schien mein Freund Emil darunter zu leiden, er wurde immer wortfargter. Vielleicht war es die Stille vor dem Sturm, vielleicht auch ein unglücklicher Triumph seiner liebevollen Schwärmerei.

Nun, meine Frau hatte jedenfalls noch als letzten Trumpf ihre Mondscheinfahrt am Bergeshang, und ich beschloß, in Hohenberg einen besonders guten Tropfen aufzuhaben zu lassen.

Die sinkende Sonne brachte uns in den schattigen Garten des Gasthofes. Bunt, lachendes Leben umging uns. Helle, flatternde Kleider an den Tischen, blühende Augen und lustiges Lachen, eine Fußgänger irgendwo im Kleeblatt verdeckt, und ein schwachendes Liebeslied dazu von frischen Mädchenkehlen. Kellnerinnen in weißen Schürzen flogen hin und her und hörten von wohlwollenden Herren freundliche Worte und Bestellungen für den Tisch.

Wir fanden ein hübsches Plätzchen ein wenig abseits unter einer alten Kastanie und hatten bald einen köstlichen Vandschinken für unseren Hunger und einen feinen Tropfen für die Zunge. Das wird eine schöne Vorbereitung für die Fahrt, dachte ich mir. Die Gläser klangen aneinander, die Flaschen mehrten sich, und leichter und lustiger sprang die Rede. Nur mein Freund Emil wollte immer nicht so recht mit. Seine Zunge schien schwer unter dem Druck seines Herzens. Sie fand noch immer keinen Kontakt zu dem Gegenpol.

Wir waren inzwischen fast die letzten Gäste geworden in dem Garten. Die meisten der Ausflügler hatten sich längst wieder auf den Heimweg gegeben. So beschloßen denn auch wir die Heimfahrt in einer gewissen Spannung auf den letzten Akt.

Auf dem Wagen saßen mein Freund Emil und ich den beiden Damen gegenüber. Der Mond stand ganz nach Wunsch hell und freundlich am Himmel, und die Luft war warm wie in einer Sommernacht. Das sind gewiß wohl schöne Liebesingredienzien, dachte ich, aber eine Wagenfahrt zu viert, selbst mit Fernsicht am Bergeshang, wie soll sie das große Wunder vollbringen!

Ich wollte jedoch nicht müßig sein und unterfällte die Stimmung mit einem zweckmäßigen Gesang:

„Weh, daß wir scheiden müssen,  
Laß dich noch einmal küssen...“

Niemand stimmte jedoch mit ein, was mich indessen nicht beirte, den schluchzenden Schlag der Nachtigall wenigstens textlich einigermaßen auch weiter zu erleben. So waren wir dann an den erwarteten Abhang gekommen. Ich schaute hinaus und war wirklich überrascht ob des schönen, sichten Bilde. Der ganz saft zu Tag abfallende Hügel, mit hohem Gras und Busch und Strauchwerk überwachsen, lag magisch im fahlen Mondlicht. Tief unten schwammen unfauliche Rebel.

„Kinder!“ entfuhr es mir.

Da rief auch schon meine Frau dem Kutscher zu halten. Doch was war das! Im gleichen Augenblick erfolgte ein gewaltiger Ruck, der Wagen schleuderte gegen einen Chaufferbaum, und in der nächsten Sekunde fühlte ich schon meine Nase im feuchten Gras.

Himmel Donnerwetter! dachte ich zunächst nur bei mir, dann hörte ich zu meiner Seite meine Frau mich beim Namen rufen. Also sie lebt auch! Das beruhigte mich einigermaßen.

Wir erhoben uns darauf so schnell es ging und befühlten unsere Glieder. Alles schien heil, und ich flüsterte ihr nur zu: „Sag mal, gehört das auch zu Deinem Programm? Es scheint mir ein bißchen viel.“

Ihren Blick als Antwort konnte ich nicht gut sehen, zugleich aber hörte ich Emils Stimme: „Gnädiges Fräulein leben noch? Ach — mir ist ein Stein vom Herzen gefallen.“ Und gleich darauf wieder: „Wären gnädiges Fräulein zu Tode verunglückt, ich — weiß nicht — ich wollte — dann auch nicht mehr — leben.“

Donnerwetter, denke ich, das ist ja großartig. Meine Frau kniekt mich in den Arm.

Sie stehen nun beide im hellen Mondlicht, ein paar Schritte entfernt.

Nun werden sie sich in die Arme fallen, erwarte ich gespannt jeden Augenblick. Aber es geschieht nichts, rein nichts; sie sehen beide zu Boden. Wir warten, schweigen schon über die Schicksaligkeit hinaus. Es bleibt uns schließlich nichts übrig, als uns nach dem Befinden unserer beiden Gäste zu erkundigen.

Sie kommen wieder zu sich. O ja, es ist bei ihnen auch alles gut gegangen.

Das finde ich zwar nur bedingt als zutreffend. Aber was hilft's! Der schöne Moment ist vorbei, und bald darauf sitzen wir wieder zu viert im Wagen, der wie wir keinen Schaden erlitten hat, und mit schwacher Beteiligung der beiden andern beitreten wir die Unterhaltung für den Rest der Fahrt, bis wir vor unserer Wohnung halten.

Ja, das ist nun Gigg mit unserm Pfingstverlobungsaussflug, denke ich im Aussteigen, als mich Emil beim Knie nippt. „Du mußt mir heute noch im „Weißen Raben“ Gesellschaft leisten. Ich habe Dir etwas Dringendes zu sagen. Deine Frau wird gewiß nichts dagegen haben.“

Dringendes? Nein, da hatte meine Frau nichts dagegen. Und da es überdies schon spät war, wurde beschlossen, daß Fräulein Frida bei uns zur Nacht bleiben sollte, statt in ihrer Pension und meiner Frau indes Gesellschaft leisten.

Wir machten uns dann auf den Weg zum „Raben“, der ein wenig außerhalb der Stadt in einem schönen Park lag.

Wir sprachen so gut wie nichts, während unsere Sohlen im gleichen Takt in dem Sande knirschten. Aber als wir dann in grüner Laube bei einer Flasche „Wiltinger Rüd“ saßen und ungehört und ungeschört von den andern wenigen Gästen zu zweit, da vertraute er mir zaudernd und stotternd seine Liebe an.

„Ich danke Euch beiden, besonders für den heutigen Tag, und es war weih Gott bei dem Unfall eine so schöne Gelegenheit. Aber im letzten Augenblick, als Frida — Fräulein Frida immer so still und kühl blieb, da — ja da verzweifelte ich wieder. Sie liebt mich eben nicht. Mich liebt überhaupt keine Frau!“ schloß er und trank seinen Römer bis zur Nagelprobe.

Ich tat ihm Bescheid: „Lieber Emil,“ und schenkte von neuem ein. „Ich glaube, Du irrst Dich in den Frauen und besonders in Frida und ihrer Liebe zu Dir. Wenn sie etwas an Dir nicht liebt, so ist es Deine Schwärmerei.“

Er senkte und leerte das neue Glas.

„Ja,“ sagte er, „das ist richtig, und ich werde meine Schwärmerei nie überwinden. Heute morgen glaubte ich noch an die Möglichkeit und zog mir in weiser Voraussicht des feillichen Falls meinen Bratenrock an. Nun bin ich damit vor mir selbst der Väterlichkeit verfallen.“

Ich wollte etwas dagegen einwenden, aber er wehrte ab. „Lach nur, ich fühle das zu Genüge. Im Grunde aber soll mich das alles nicht länger mehr stören. Hier dieser Tropfen,“ und er hob das Glas, in dem scharf ein paar Lichtreflexe ausblitzten von der Dampfe am Haus, „der wird mir das verfluchte Gift der süßen Liebe lösen helfen. Die Welt soll mit wieder froh und heiter werden ohne die Frau, d. h. ohne ein quälendes Begehren um ihren Besitz. Sie soll nur mehr für mein Auge sein, schön zu schauen. Und darum, lieber Freund, laß uns dem fröhlichen Bacchus mit vollen Bügen spenden. Fräulein Frida soll leben!“

Wir leerten das Glas, und ein neues folgte und Flasche auf Flasche, und Emil's heitere Dame stieg bis zu Gefang und Lachen. Ich sah eigentlich keinen Grund, mit dieser Wendung unzufrieden zu sein, denn sie bedeutete immerhin einen Ausweg aus einem Herzenskonflikt, den allerdings anders zu lösen ich hatte mithelfen sollen. Aber schließlich, auch diese Form gab meinem Freund Emil seine seelische Freiheit wieder und dahin geht ja zuletzt das Glückstreben jedes Menschen.

Wir wurden noch in hohem Maße ausgelassen und fidel, bis mahnend die erste Morgenröte uns auf den Heimweg leuchtete. Arm in Arm zogen wir mit Gesang und groß angelegten Kurven zur Stadt und zu unserm Haus.

Ich hatte mir gar keine Gedanken darüber gemacht, wie wohl meine Danken unser langes Ausbleiben hingegenommen haben könnten. Ich wußte nicht, daß meine Frau inzwischen Frida's Beichte angehört hatte, ich wußte auch nicht, daß trotz großer Angst und Sorge um unser langes Ausbleiben meine kluge Frau beschlossen hatte, unsere Mißthat mit besonderer Freude und Begeisterung statt mit Vorwürfen zu begrüßen.

Ich sah im Näherkommen die beiden Damen uns fröhlichen Sängern schon ungeduldig vom Fenster aus zuwinken. Als wir bald darauf in den Fluß traten, Arm in Arm, fiel sie mir um den Hals.

„Kinder, das ist aber schön von Euch, so zeitig zum Morgen-Tasse zu kommen! Laßt mich Euch umarmen!“

Emil ging nicht leer dabei aus. Und er zierte sich mit einem Mal nicht mehr, seine Schwächheit war wie fortgelassen, seitdem er beschloffen hatte, um den liebenden Besitz der Frau nicht mehr zu wählen. So fanden im Spiel der allgemeinen Wiedersehensfreude sich plötzlich auch Emil und Frida in seliger Umarmung. Und merkwürdig, sie lösten sich nicht mehr voneinander.

Als es aber dann doch geschah, waren sie ganz rot vor Eifer und Glück und verfluchten es noch einmal.

„Stehst Du,“ rieferte mir meine Frau zu, als wir später beim Kaffee saßen, „Dein Freund Emil hat doch gewußt, warum er zu unserm Pfingstausflug den Bratenrod anzog.“

**Büchertisch.**

— Feldgrau 14/15. Humoristische Soldaten- und Feldzugsgebichte in Nassauer Mundart. Von Theodor Witting, Dohheim a. L. Das 27 Gedichte und 14 drollige Pleistritbüchchen enthaltende Heftchen ist im Selbstverlag des Verfassers und in den Buchhandlungen für 60 Pfg. zu haben und empfiehlt sich als Geschenk für unsere Feldgrauen, deren Wiege in Hessen und Pfaffen-Nassau gestanden. Wir lassen hier eine Probe folgen:

Hindenburg,

Uß Lehrerin, des Fräulein Born,  
Weißt legt em Naame Kall  
E wunnerbärbische Dofichtsloart  
Wo usserm Feldmarschall.

„Der Feldmarschall heißt Hindenburg!“  
Erklärt des Fräulein Born.

„Su“, soacht de Kall, „daa soach merr noach,  
Wai häßst e dann nou vorn?“

— Neue Reden an die deutsche Nation. Nach Vortrag von J. W. Fichte durch Professor Dr. Ottmar Dietrich. 25 Seiten. Gebunden M. 2.—. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

— Geschichte der Philosophie im Altertum und Mittelalter. Von Professor Dr. H. Meiser. 2. Auflage. 156 Seiten. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 107.) In Leinenband M. 1.25. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

— Im Schatten der Saalburg. Kulturgeschichtliche Erzählung aus der römischen Kaiserzeit von H. von Grolman. Mit sechs farbigen Bildern nach Originalen von Professor Emil Doepler d. J. (Verlag von G. W. Dietrich, München.) — Die Erzählung führt uns zurück zu den Quellen unseres Volkstums. Junge Germanenkraft rüttelt an den Toren des römischen Weltreichs. Im Innern der Saalburg lernen wir das Leben und Treiben der Offiziere und Mannschaften der römischen Grenzfestung zu den Zeiten Marc Aurels kennen, und jenseits des Limes, der die Grenze der Römerherrschaft bezeichnete, führt uns die Erzählung in die Dörfer der Katten, die noch unberührt von römischer Kultur nach alter Germanenweise die Sitten der Väter

pflegen. Am Schluß erleben wir die Zerstörung der Saalburg durch diese Katten.

— Wiking-Bücher. Band 18: Rudolf Hirschberg-Jura, „Die Schulbank der Liebe“. Band 19: Wilh. Schaer, „Kerker“. (Verlag der Wiking-Bücher, Leipzig.) Preis in Leinen je 1 M.

— Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre auf dogmengeschichtlicher Grundlage. Von Professor Dr. D. Spann. 2. Auflage. 156 Seiten. (Wissenschaft und Bildung, Band 95.) In Leinenband M. 1.25. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

**Gießener Hausfrauen-Verein.**

Wochen-Mähenzettel.

Sonntag: Suppe von Spargel, Schmorbraten mit Kartoffeln und grünen Salat.

Montag: Herb-Suppe, Spinat mit Kartoffeln und Ei.

Dienstag: Pater-Suppe, Fischpudding\*) mit Sardellentunke\*) und Kartoffeln.

Mittwoch: Spinatsuppe, Graupen mit Rhabarber\*).

Donnerstag: Kartoffelsuppe, Fliederblütenstammeri\*).

Freitag: Sauerampfer-Suppe, Fischkoteletts mit Kartoffelsalat.

Samstag: Suppe von Grünkernbrühe, Grünkernbällchen mit Kartoffeln und grünen Salat.

**Kochanweisungen.**

\*) Fischpudding: 1½ Pfund Seezisch, 1 gewechtes und 1 geriebenes Brötchen, 1 Zwiebel, 1 Ei, Salz, Pfeffer, 1 Teelöffel Senf, 50 Gramm Fett, knapp 2 Liter saure Milch. Der Fisch wird gedämpft oder in der Däte gar gekocht, entgrätet und mit den Zutaten, welche fein gewiegt sein müssen, glatt verrührt. In die gegestete Puddingform 20 Minuten in Wasserbad angeköcht und 1½ Stunden in die Kochkiste gestellt.

\*) Sardellentunke, sehr gut dazu passend. ½ Pfund Sardellen, entgrätet, mit 2-3 Zwiebeln und 1 Handvoll Petersilie fein wiegen. In 30 Gramm Fett, 50 Gramm Mehl bräunen und alles hineinrühren. Will man die Tunke sehr glatt haben, so schlägt man sie durch ein Sieb.

\*) Graupen mit Rhabarber: ½ Pfund Graupen werden tags vorher eingeweicht, mit 1 Liter Wasser, Zitronen- und Orangenschale und Salz zum Kochen gebracht. Nach ½ Stunde Ankochens für 3 Stunden in die Kochkiste gestellt. 1 Pfund Rhabarber wird gewaschen, in kleine Stücken geschnitten, mit 100 Gramm Zucker bestreut und zugedeckt. Ehe die Graupen aus der Kiste genommen werden, läßt man den Rhabarber einmal aufkochen und vermischt ihn dann sofort mit den Graupen.

\*) Flieder- oder Solanderblütenstammeri: Die Fliederblüten müssen ganz frisch und sorgfältig durchgesehen sein. Man streift sie von den Stielen, gibt sie in eine Schüssel und gießt eine Oberfläch siedende Milch darauf, läßt alles 5 Minuten ziehen und gießt dann die Milch durch ein feines Haarsieb oder Mulltuch. Diese Milch wird mit noch Milch oder Wasser vermischt, verfährt und aufgestellt. Sobald dieselbe unter fleißigem Rühren kocht, mit 4-5 Pössel in Wasser gequirltes Kartoffel- oder Maismehl dick gekocht.

Salattunke, billig und sehr gut. Ganz fein gewiegte grüne Kräuter, Dickmilch, Salz, Pfeffer und 1 Teelöffel Senf, gut verrührt und dann der Salat gemengt.

**4. Aufgabe.**

Es wird Zwangsranisch gespielt. Die für den Ramsch am günstigsten erscheinenden Karten erhält Mittelhand;



Obwohl Mittelhand die Pique-Jehn abwerfen kann, längt sie den Ramsch mit 73 Augen und einer Jungfer. — Wie waren die Karten verteilt und wie wurde gespielt?

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Magischen Quadrats in voriger Nummer:

T	U	B	A
U	R	A	L
B	A	S	E
A	L	E	X